Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 69 (2007)
Heft: 3

Artikel: Gebändigt und genutzt : die Stadt Thun und das Wasser in den letzten 300 Jahren

Autor: Bähler, Anna

Kapitel: 5: Wasser für den täglichen Bedarf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-247323

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich die Verbrauchsstruktur der elektrischen Energie. Vorher brauchte man Strom vor allem für Licht und Kraft, erst von nun an wurde er vermehrt auch zum Kochen und Heizen eingesetzt. Dies war für die Stromproduzenten interessant und sie förderten dieses Absatzgebiet, indem sie bis 1964 den Strom für Wärme billiger abgaben als für Licht. In den Aufschwungjahren nach dem Zweiten Weltkrieg konnte das Elektrizitätswerk häufig nicht genug Strom liefern. 1958 stimmte der Stadtrat dem Bau eines neuen Elektrizitätswerkes im Schwäbis zu, das die ganze Aarebreite ausnützte und 1962 ans Netz ging.[63] Im ausgehenden 20. Jahrhundert setzte das Elektrizitätswerk Thun die Forderungen nach umweltgerecht produziertem Strom um. Energie Thun betreibt seit den 1990er-Jahren Solaranlagen, und das neue Kraftwerk am Gewerbekanal, das seit 1994 in Betrieb ist, erhielt 2002 das Zertifikat «naturemade star».[64] Dies bedeutet, dass es die strengsten ökologischen Auflagen in Europa erfüllt. 23 Prozent des in Thun verbrauchten Stroms werden heute vom Thuner Elektrizitätswerk vorwiegend mit Aarewasser produziert, der Rest bei der BKW Energie AG gekauft.

5. Wasser für den täglichen Bedarf

Wasser aus Aare, See und Brunnen

Früher hatten in den meisten Städten Brunnen für die Menschen eine grosse Bedeutung, denn hier konnten sie sich mit Wasser versorgen. In Thun jedoch floss schon immer die Aare durch die Stadt und war für die Bewohnerinnen und Bewohner leicht erreichbar. Das Aarewasser diente sowohl als Brauchwasser zum Waschen und Reinigen wie auch als Trinkwasser. Deshalb gab es in Thun seit dem Mittelalter nur die zwei Brunnen auf dem Schlossberg: den Pfrundbrunnen bei der Kirche und den 32 Meter tiefen Ziehbrunnen im Schlosshof, der bis 1885 in Betrieb war. Der erste fliessende Brunnen in der Stadt selber war der Rathausbrunnen, der erst 1711 entstand. Wie bei den Schlossbergbrunnen liegt sein Quellgebiet an der Südseite des Grüsibergs.[65] Noch im 19. Jahrhundert spielte die Aare in der Wasserversorgung eine zentrale Rolle: Am 13. Februar 1858 meldete das «Thuner Blatt», in der Stadt laufe nur noch ein einziger, provisorischer Brunnen. Wer sich nicht mit dem Wasser aus der Aare begnügen wolle, müsse es halt ausserhalb der Stadt holen gehen. Neben dem Rathausbrunnen gab es in der Stadt bis 1870 erst zwei weitere fliessende Brunnen, den Plätzlibrunnen beim Lauitor und den Deci-Brunnen in der Hauptgasse, und dazu noch verschiedene öffentliche und private Sodbrunnen.

Solche Grundwasserbrunnen waren häufig verunreinigt, besonders wenn sich in ihrer Nähe Sickergruben befanden, in denen damals Abfälle

und Fäkalien entsorgt wurden. Durch die Wände der Gruben gelangten flüssige Stoffe ins Grundwasser. Die Thuner Behörden liessen 1869 die Wasserqualität der vier öffentlichen Sodbrunnen untersuchen. Die Ergebnisse waren ernüchternd: Das Wasser aller Brunnen enthielt feste Bestandteile sowie Salpetersäure und Ammoniak. Besonders verunreinigt war das Wasser des Berntorbrunnens, der in der Nähe des Viehmarktes stand. Der Gemeinderat beschloss deshalb, hier eine Tafel anzubringen, die vor schlechtem Trinkwasser warnte.[66] 1902 liess der Gemeinderat das Wasser aller 38 Sodbrunnen, die im Bezirk Thun in Gebrauch waren, untersuchen und musste wieder zur Kenntnis nehmen, dass bei vielen das Wasser nicht trinkbar war.[67]

Es ist anzunehmen, dass in der Region Thun wie in Zürich, Genf und Luzern auch Seewasser als Trinkwasser diente. Zudem wurde ab den 1870er-Jahren im Winter in Strättligen Eis gewonnen. Dazu legte die Burgergemeinde Strättligen am Seeufer im Bereich des heutigen Strandbades, des Fussballstadions und des Strandwegs mehrere flache, vor Wellenschlag geschützte Weiher an. War das Eis mindestens zehn Zentimeter dick, wurde es mit einem Eispflug angeritzt, in Platten gesägt und anschliessend in Keller, Höhlen oder in Eishäuser transportiert, wo es, mit Sägemehl oder Moos bedeckt, gut isoliert gelagert wurde. Bis weit in den Sommer hinein diente es zur Kühlung von verderblichen Lebensmitteln. Restaurants, Lebensmittelgeschäfte und Metzgereien waren auf diese Kühlmethode angewiesen. Gab es zu wenig Eis aus dem Thunersee, musste es aus andern Regionen zugekauft werden. 1912 importierte ein Thuner Metzgermeister sogar Eis aus Davos. Auch in der Bierbrauerei wurde Eis zur Kühlung eingesetzt. Gottfried Feller (1839–1900), der bedeutendste Bierbrauer in Thun, betrieb einen eigenen Eisweiher in Strättligen. Er lagerte das Eis in den Felsenkellern, die sein Vater Jakob Feller um 1860 auf der Nordseite des Schlossberges hatte anlegen lassen. Mit der Verbreitung von Kühlmaschinen und später von Kühlschränken verlor die Eisgewinnung in Strättligen an Bedeutung. 1940 berichtete das «Oberländer Tagblatt» ein letztes Mal über eine Eisernte im Lachen.[68]

Der Aufbau der zentralen Wasserversorgung

Seit den frühen 1860er-Jahren prüften die Thuner Stadtbehörden den Aufbau einer zentralen Trinkwasserversorgung. Sie liessen eine Reihe von Projekten ausarbeiten, nicht nur aus eigenem Antrieb, sondern auch auf Druck der Eidgenossenschaft, die für ihre neue Kaserne auf der Allmend sauberes Trinkwasser verlangte.[69] Schliesslich waren es jedoch Private, der Ingenieur Bernhard Studer und der Mechaniker Jakob Aeschlimann, die sich an die Arbeit machten. Sie erwarben 1869 Quellen in den Hügeln westlich von

Thun und bauten mit Unterstützung der Gemeinde ein erstes Wasserleitungsnetz auf, welches die Innenstadt und das Militärareal bediente. Von Beginn weg konnten Hausbesitzer ihre Liegenschaft der Wasserversorgung anschliessen. Als das Leitungsnetz im Sommer 1870 ein erstes Mal probehalber mit Wasser gefüllt wurde, kommentierte das «Thuner Blatt»: «Wollte jemand eine Chronik Thuns schreiben, so könnte er wohl den 16. Juni 1870 als einen bedeutsamen Tag in derselben verzeichnen.»[70]

Thun erhielt vergleichsweise früh eine zentrale Wasserversorgung, fast zeitgleich mit Freiburg und Winterthur. Damit war Thun schneller als grössere Städte wie Zürich oder Luzern, die ihre erste Druckwasserleitungsnetze in den 1870er-Jahren bauten. In Deutschland besass um 1870 erst ein Prozent aller Städte mit einer Einwohnerzahl unter 25 000 eine zentrale Wasserversorgung.[71] Es waren entweder die Gemeinden selbst, welche sich der Trinkwasserversorgung annahmen, oder sie überliessen wie Thun die Initiative Privaten. Doch die Einsicht, dass ein sicherer und gleichberechtigter Zugang zu sauberem Wasser für die städtische Gemeinschaft von essenzieller Bedeutung ist, förderte den Übergang der Wasserversorgung in kommunale Hände. Auch die Thuner Stadtbehörden wollten ein so wichtiges Geschäft schon bald nicht mehr Privaten überlassen. 1873 kaufte die Stadt die Wasserversorgung auf und baute sie in den folgenden Jahrzehnten stetig weiter aus.

Der Wasseranschluss der Häuser bedeutete einen Bruch im Umgang mit dieser Naturressource. Während früher das Wasser am Brunnen oder in der Aare geschöpft und ins Haus getragen werden musste, stand es nun im Haus selbst durch das Öffnen des Wasserhahns sofort und scheinbar unlimitiert zur Verfügung. Eine Bequemlichkeit, welche die Thunerinnen und Thuner zu schätzen wussten. Das «Geschäftsblatt» äusserte sich 1882 begeistert zur Wasserversorgung: «Sehr viele Häuser besitzen in den verschiedenen Etagen Badeeinrichtungen, eine für die Gesundheit nicht zu unterschätzende Wohlthat. Sägereien, Schleifereien, mechanische Werkstätten der verschiedensten Art (...) haben kleine (...) Wassermotoren (...), ja sogar Schuhmacher, Näherinnen lassen sich ihre Nähmaschinen vom Wasser treiben (...), durch eine Drehung des Wasserhahnens, neben der Maschine angebracht, ohne aufstehen zu müssen, läuft die Maschine; durch abermalige Drehung steht dieselbe still (...). Von verschiedenen Seiten ist versichert worden, (...) dass eine Abstellung des Wassers geradezu eine Revolution – und zwar in erster Linie unter den Hausfrauen – hervorrufen würde. Nur eine Stimme hört man über diese Wasserversorgung und zwar die des ungetheilten Lobes. Ehre einer Stadt, die keine Opfer scheut, das Gemeinwesen auf der Höhe der Zeit zu erhalten!»[72] Dies zeigt, wie schnell sich die Bevölkerung an die bequeme, ununterbrochene Wasserversorgung gewöhnt hatte und diese auch für sich einforderte – letztlich eine sozialpolitische Forderung, die im ausge-

henden 19. Jahrhundert in Mitteleuropa auch von den Stadtbehörden geteilt wurde.

Mit der bequemen Verfügbarkeit stieg der Wasserverbrauch rasch an. In trockenen Jahren wurde das Trinkwasser bald knapp, der Gemeinderat musste Massnahmen ergreifen. Im «Geschäftsblatt» vom 6. Mai 1882 gab er bekannt, dass jede Verschwendung von Wasser – wie zum Beispiel das Gartenbewässern oder das Offenlassen von Hähnen – die Schliessung der Leitung des betreffenden Abonnenten zur Folge habe. Längerfristig war dies keine Lösung. Die Stadt erstellte deshalb 1883 ein Grundwasserpumpwerk und den Gewerbekanal, der Aarewasser auf die Turbinen des Pumpwerkes leitete. Ursprünglich war dieses nur als Reserve für trockene Zeiten gedacht, deckte aber schon bald über die Hälfte des Bedarfs an Trinkwasser ab. Anders als in der Stadt Bern, wo es in den 1890er-Jahren eine Häufung von Typhusfällen wegen unreinem Leitungswasser gab, hatte Thun kaum Probleme mit der Wasserqualität. Im Verwaltungsbericht von 1907/08 konnte der Gemeinderat sogar hervorheben, «dass unser Grundwasser von besonderer Reinheit und Güte ist.»[73] Strättligen, das bis 1919 eine eigene Gemeinde bildete und auch Gwatt und Allmendingen umfasste, musste sich länger mit Wasser aus Sodbrunnen und kleinen Wasserläufen begnügen. Erst 1910 fasste man Wasser in der Cholerenschlucht und leitete es in einer Röhre durch die Aare bei Scherzligen auf das Strättliger Gemeindegebiet. Den Bau der Wasserversorgung und weiterer Infrastrukturleistungen konnte Strättligen, dessen Steuereinkommen gering war, nicht bezahlen, was letztlich zur Fusion mit der Stadt Thun führte. Heute stammen noch 26 Prozent des Thuner Trinkwassers aus Quellen. Der Rest ist Grundwasser.[74]

Das Waschen – eine weibliche Tätigkeit verschwindet aus der Öffentlichkeit

Bevor es die modernen Waschmittel und Waschmaschinen gab, war das Reinigen der Kleider Schwerarbeit, welche die Frauen in der Öffentlichkeit verrichteten, und zwar dort, wo Wasser vorhanden war, zum Beispiel an den Brunnen oder in Waschhäusern. Die städtische Polizey-Verordnung von 1811 verbot aus feuerpolizeilichen Gründen, die grosse Wäsche in den Privathäusern abzuhalten, und schrieb die Benützung der vier öffentlichen Waschhäuser vor. Grössere Liegenschaften besassen allerdings eigene Waschhäuser. Diese durften benutzt werden, und bei Liegenschaftsanzeigen in den Zeitungen wurden sie jeweils als Verkaufsargument erwähnt. Wer in den öffentlichen Waschhäusern waschen wollte, musste sich jährlich bei der Stadt eintragen lassen.[75] Die Waschhäuser waren mit einem Sodbrunnen ausgestattet und in Aarenähe gelegen: beim Rathaus, beim Lauitor, im Bäl-

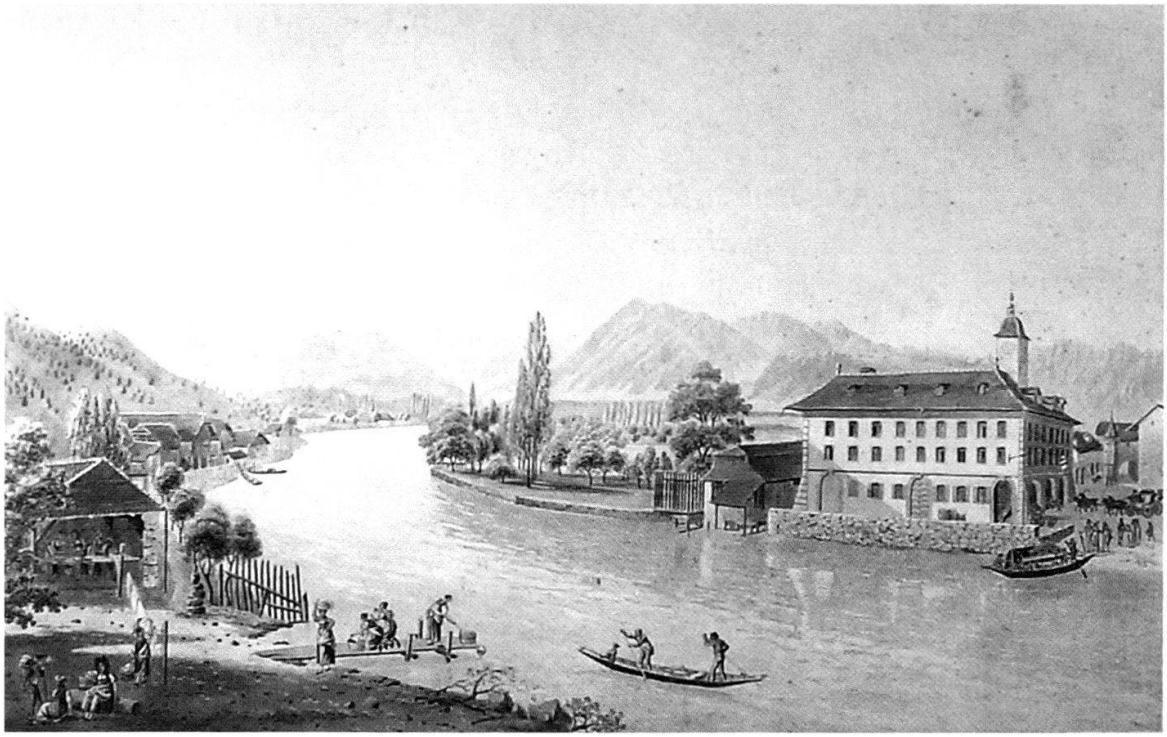

Abb. 11 Um 1820, als diese kolorierte Radierung von Jakob Samuel Weibel (1771–1846) entstand, wuschen die Thunerinnen ihre Wäsche meist in einem der vier öffentlichen Waschhäuser, die alle aus praktischen Gründen in der Nähe der Aare standen. Ein Waschhaus ist links im Bild zu sehen, rechts am anderen Aareufer steht das Hotel Freienhof.

liz und im Schwäbis. Der Betrieb der vier Waschhäuser brachte der Stadt einen Gewinn, denn das Waschen war nicht gratis. Im 19. Jahrhundert benutzten die Wäscherinnen Aschelauge als Waschmittel, die sie nach Gebrauch in die so genannte Ascherichgrube schütteten. Dies brachte der Stadt weitere Einnahmen, denn sie verkaufte den Grubeninhalt als Düngemittel.[76]

Gespült haben die Frauen ihre Wäsche häufig im Mühlebach oder in der Aare selber. Das war bei hohem Wasserstand nicht ganz ungefährlich, wie ein Zeitungsbericht von 1897 zeigt: «Fast scheint es, als ob unser Mühlebach, der zur Zeit eine ungewöhnlich grosse Wassermenge in reissendem Laufe daher bringt, ein Opfer haben will. Vom Montag bis Donnerstag sind nicht weniger als 3 Wäscherinnen hineingefallen oder durch die zu spühlende Wäsche hineingerissen worden; alle mussten den kürzeren oder längeren Weg bis zum Rechen beim Rathaus im Wasser zurücklegen, was durchaus nicht so harmlos ist (...). Die armen Weiblein waren jedes Mal ziemlich stark mitgenommen, wenn auch der Aufenthalt in und unter dem Wasser nur wenige Minuten dauerte. Ein weniger harmloser Ausgang ist nicht ausgeschlossen, darum Vorsicht!»[77]

Ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert veränderte sich der Waschprozess. Erstens verdrängten industriell hergestellte Seife und Soda die Aschelauge als Waschmittel; moderne, aus verschiedenen Komponenten bestehen-

de Waschmittel wie zum Beispiel Persil waren ab 1907 erhältlich. Zweitens erhielten die Häuser nach und nach einen Wasseranschluss. Drittens gelangten erste einfache Waschapparate auf den Markt, die auch in Privathäusern benutzt werden konnten. Erste Anzeigen für die Vorführung solcher Geräte tauchten in den Thuner Zeitungen gegen Ende der 1860er-Jahre auf. Damit verlegte sich das Waschen in die Wohnhäuser, und die Waschhäuser der Stadt wurden überflüssig. 1874/75 verkaufte die Stadt drei der vier Waschhäuser und verwendete den Ertrag als Beitrag zur Sanierung der Kupfergasse.[78] Nur das Waschhaus beim Rathaus diente noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein der Abwartsfamilie des Rathauses als Waschküche.

Wenn eine Hausfrau genügend Geld zur Verfügung hatte, konnte sie die Wäsche auch auswärts waschen lassen oder eine Waschfrau kommen lassen, die ihr bei der grossen Wäsche half. Um 1860 verlangten die Thuner Wäscherinnen je nach Arbeitsaufwand einen Taglohn von ein bis zwei Franken.[79] Im Lauf des 20. Jahrhunderts verschwand nach und nach der Beruf der Waschfrau, weil den Frauen immer mehr andere, attraktivere Berufe offen standen. In die Lücke sprang die Haushaltsgeräteindustrie, unterstützt von den Gas- und Elektrizitätserzeugern. Schon 1903 stellte das städtische Gaswerk Thun Apparate zum Kochen, Backen, Heizen, Bügeln und Waschen aus.[80] Ab den 1950er-Jahren wurden immer mehr Wohnhäuser mit einer Waschmaschine ausgestattet, am Ende der 1960er-Jahre hatten fast alle Hausfrauen eine Waschmaschine zur Verfügung, entweder eine eigene oder eine im Keller des Miethauses, die sie mit den Nachbarinnen teilten. Damit wurde das Waschen, das die Frauen früher gemeinsam in der Öffentlichkeit erledigt hatten, zu einer Arbeit, die eine Hausfrau in der Regel allein im privaten Raum verrichtete.

Wasser zur Entsorgung: die Kanalisation

Noch im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts produzierten die Haushalte weit weniger Abfall als heute. Der grösste Teil der Abfälle war kompostierbar und landete zusammen mit den Exkrementen in Senk- oder Sickergruben. Deren Wände waren undicht, damit die flüssigen Stoffe versickerten. Über Monate hinweg füllten sich die Gruben langsam auf. Landwirte aus der Umgebung der Stadt leerten sie in der Regel einmal jährlich und düngten mit dem Inhalt, für den sie bezahlt hatten, ihre Felder. Die Stadt Thun besass selber mehrere Düngergruben, die sie zur Benutzung vermietete oder verpachtete. Auch das Militär machte Abwasser und Mist zu Geld: Es versteigerte regelmässig öffentlich die Ausbeutung der Jauche in den Abtritten und den Stallungen der Kaserne. Die Abfallprodukte der Abtritte und der Öfen konnten sogar Bestandteil eines Lohnes sein: In der

Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte die Jauche der Abtritte und die Asche der Öfen des Schulhauses im Bälliz zur Besoldung des Schulhausabwarts.[81]

Obwohl Jauche als wertvoll galt, hatte sie noch eine zweite, negative Eigenschaft. Seit der Aufklärung galten feuchte Erde, stehende Wasserlachen und Sümpfe als gesundheitsgefährdend. Deren Ausdünstungen enthielten nach Meinung der damals massgebenden Wissenschaftler Partikel von verwesenden Organismen, die in den menschlichen Körper eindrangen und dort Zersetzungsprozesse verursachten. Übel riechende Dämpfe, so genannte Miasmen, mussten bekämpft werden, ganz besonders die Gerüche, die aus den Sickergruben stiegen, wo alle möglichen Abfälle am Verwesen waren. Um die Gefahr für die Bevölkerung möglichst gering zu halten, wurden die Gruben in Thun wie andernorts nachts geleert und der Inhalt sofort abtransportiert.[82] Nebst den gesundheitlichen Bedenken befürchtete man in Thun, dass herumstehende, stinkende Jauchefässer das Tourismusgeschäft beeinträchtigten. Im «Täglichen Anzeiger» vom 1. Juni 1893 veröffentlichte das Polizei-Inspektorat zum wiederholten Mal Vorschriften zur Abfuhr der Jauche, diesmal mit folgendem Kommentar: «Wenn Thun als Fremdenort nicht nur figurieren, sondern auch mit Recht darauf Anspruch machen will, so muss Ordnung herrschen.» Es war zudem verboten, Abwasser aus den Häusern auf die Gassen oder in die Aare zu kippen, und übelriechende Tümpel im öffentlichen Raum mussten wenn möglich trocken gelegt werden.[83] So forderte 1862 der bernische Regierungsrat auf Veranlassung des Thuner Gemeinderates das Direktorium der Centralbahn auf, eine sumpfige Fläche beim Bahndamm in Scherzligen aufzufüllen, weil sie im Sommer durch gesundheitswidrige Ausdünstungen lästig falle.

Im 19. Jahrhundert wuchs die europäische Bevölkerung stark an, ein Wachstum, das sich auch in der Schweiz nach dem Eisenbahnbau in einem rapiden Wachstum der Städte niederschlug. Das traditionelle, aus dem Mittelalter übernommene Entsorgungssystem genügte nicht mehr. Wegen der immer dichteren Überbauung mussten die Sickergruben häufiger geleert werden. Vor allem aber verschmutzten sie zunehmend die Sodbrunnen, aus denen die Menschen Trinkwasser schöpften. Die Folge waren Infektionskrankheiten wie Cholera und Typhus. Wie die Ansteckung verlief, war bis ins ausgehende 19. Jahrhundert unklar und Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erkannten erste Wissenschaftler und Ärzte, dass viele Krankheiten durch Mikroorganismen verursacht wurden. Der Engländer John Snow (1813–1858) wies 1854 nach, dass die damals in Soho grassierende Choleraepidemie durch verschmutztes Trinkwasser ausgelöst worden war; im gleichen Jahr lieferte der Italiener Filippo Pacini (1812–1883) die erste Beschreibung des Choleraerregers.[84] Doch vorläufig wurden diese Erkenntnisse weitgehend igno-

riert, die Miasmatheorie blieb dominierend. Auch der Berner Arzt und Hygieniker Adolf Vogt (1823–1907) war noch 1874 überzeugt, die häufigste Ursache für Typhuserkrankungen sei «in der Einathmung von Gasen nachzuweisen, welche bald direkt aus menschlichen Fäkalmassen sich entwickelten, bald aus dem Erdreich aufstiegen, welches von jenen imprägniert war».[85]

In Thun traf man Vorsorgemassnahmen gegen Cholera- und Typhusepidemien. Die Stadt verlangte 1867, als in mehreren Schweizer Städten Cholerafälle auftraten, die Leerung und Desinfektion der Senkgruben. 1884 erstellte sie auf Aufforderung der Bundes- und Kantonalbehörden hin eine hölzerne Isolierbaracke auf dem Friedhofsareal, um Cholerakranke isolieren zu können. Von den Cholerawellen des 19. Jahrhunderts blieb Thun jedoch verschont.[86] Die Massnahmen standen im Einklang mit den Forderungen der Wissenschaftler, denn trotz grundlegender Differenzen bezüglich der Krankheitsursachen sahen sowohl die Miasmatheoriker wie auch die Bakteriologen einen Zusammenhang zwischen dem Ausbruch von Epidemien und schlechten hygienischen Verhältnissen. Sie forderten deshalb Massnahmen wie sauberes Trinkwasser, Strassenreinigung, Kehrichtabfuhr und Abwasserentsorgung und suchten die Zusammenarbeit mit Technikern, Ingenieuren und Behörden. Zur Diskussion standen in den 1860er- und 1870er-Jahren verschiedene Abwasserentsorgungssysteme. Ein Vorschlag war, die Abwässer der Abtritte in gut abgedichteten Tonnen zu sammeln. Dies erfüllte die hygienischen Ansprüche und ermöglichte weiterhin die Verwendung der Jauche als Dünger, erforderte aber einen grossen organisatorischen Aufwand, weil die Tonnen regelmässig aus der Stadt geschafft werden mussten. Adolf Vogt setzte sich in Vorträgen, die er auch in Thun hielt, für dieses System ein und entwickelte eigene Modelle entsprechender Latrinenanlagen.[87] Er stand auf verlorenem Posten, denn die moderne Wasserversorgung ermöglichte ein weitaus bequemeres Abwasserentsorgungssystem: die Schwemmkanalisation.

In Thun nahm man gleichzeitig mit dem Aufbau der Wasserversorgung den Bau einer ersten Kanalisation in Angriff, denn mit dem Wasseranschluss in den Häusern stieg der Wasserverbrauch rapid an. Immer grössere Wassermengen mussten ihren Weg aus den Häusern hinaus finden. 1870 durften die privaten Haushalte und die Gewerbebetriebe das Dach- und Schüttsteinwasser aus den Haushalten in die wenigen Kanalisationskanäle der Innenstadt leiten. Davon waren allerdings vorerst die Abwässer aus den Abtritten ausgeschlossen.[88] Doch mit dem Wasseranschluss der Häuser verbreiteten sich die Water Closets rasch. Die Wasserspülung verdünnte die Exkremente, verminderte damit deren Wert und verteuerte die Abfuhr. Gleichzeitig verloren die menschlichen Fäkalien in der Landwirtschaft ihren Ruf als bestmöglicher Dünger. Der kostengünstige Eisenbahntransport ermöglichte es,

Jauche durch Vogelmist aus Südamerika (Guano-Dünger) und durch Kunstdünger zu ersetzen.[89]

Damit war der Weg frei für eine Kanalisation, die alle Abwässer aus den Haushalten wegschwemmte. In vielen Städten hinkte der Bau des Kanalisationsnetzes dem der Wasserversorgung um einige Jahre hinterher. Dies hatte finanzielle Gründe: Während die Gemeinden den Konsumenten das Trinkwasser Gewinn bringend verkaufen konnten, war die Schwemmkanalisation eine kommunale Dienstleistung, die grosse Investitionen erforderte. Auch in Thun wurde der Bau eines Kanalisationsnetzes erst ab den 1890er-Jahren ernsthaft vorangetrieben. 1901 war der Hauptstrang vom Lauitor bis zum Berntor vollendet, zwei Jahre später mussten alle Hauseigentümer der angrenzenden Liegenschaften angeschlossen sein. In den nächsten Jahrzehnten erhielten nach und nach auch die Aussenquartiere eine Kanalisation. In den 1920er-Jahren und in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg liess die Stadt verschiedene Kanalisationsarbeiten als Notstandsarbeiten zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ausführen. Die übrigen Abfälle, die man nicht mehr zusammen mit den Exkrementen in Sickergruben vermodern lassen konnte, wurden nun der Kehrichtabfuhr übergeben. Im Auftrag der Stadt sammelte in Thun ab 1866 zweimal wöchentlich ein Fuhrmann den Haushaltkehricht ein.[90]

Die Röhren der Thuner Schwemmkanalisation endeten im See und in der Aare. Mit der modernen Wasserversorgung war man schliesslich nicht mehr auf Trinkwasser aus dem Fluss angewiesen. Im Übrigen vertraute man in Thun wie überall auf die Selbstreinigungskraft des Wassers. Doch schon bald wurden Reklamationen laut. Im «Täglichen Anzeiger» vom 11. Juni 1901 ärgerte sich ein Einsender über die Wasserverschmutzung in der Badeanstalt Schwäbis, die unterhalb der Innenstadt von der Aare durchflossen wird: «Die Badeanstalt im Schwäbis ist eröffnet, (...) es würde männiglich freuen, in den kühlen Fluten den Winterstaub abzuspülen, wenn man nicht riskierte, beim Baden mit allen möglichen und unmöglichen Sachen Bekanntschaft zu machen. Liegt man da gemütlich im Wasser drinn, schwupp's, fährt etwas daher, das eigentlich durch die neu erstellten Kanäle fahren sollte. (...) Matzen, Lumpen, tierische Abfälle ec. vervollständigen das Register der ‹reinen Aare›». Diese Situation besserte sich noch lange nicht. Im «Oberländer Tagblatt» stand am 16. März 1949 zu lesen: «In letzter Zeit aber war es schlimm; schlimm mit dem schmutzigen Wasser im See und in der Aare. (...) Nun war es aber so, dass einem richtig zu grausen anfing, wenn man in das Wasser schaute. (...) Ein Glück für Thun, dass die Aare diesen tiefen Wasserspiegel im Winter erreichte. Wäre es vielleicht August gewesen, hätte sich sicher ein übler Gestank bemerkbar gemacht, und das umsomehr, als viele Kanalisationsröhren sich mitten in der Stadt in die Aare ergiessen. Überall (...) werden nun Kläranlagen errichtet, was nicht nur der

Gesunderhaltung der Gewässer, sondern auch der Gesundheit der Anwohner zugute kommen soll. Abgesehen von der nicht zu verwerfenden Ästhetik.» In den 1950er-Jahren beklagten zudem mehrere Zeitungsberichte, die Thuner Kanalisation sei zu klein und ihre Leistung zu gering.

Tatsächlich wurde das Bälliz erst 1962 an die Kanalisation angeschlossen. Im selben Jahr machten die Thuner Stimmbürger einen ersten Schritt Richtung Kläranlage: Sie stimmten im Dezember dem Anschluss der Stadt an den Gemeindeverband für die Abwasserreinigung zu, der sich am 21. März 1963 konstituierte. Im Dezember 1968 bewilligten die Thuner den Kredit für den Bau einer Abwasserreinigungsanlage, die auf das Gebiet der Gemeinde Uetendorf zu stehen kam. Als sie nach rund sechsjähriger Bauzeit 1972 den Betrieb aufnahm, floss das Abwasser der Region Thun zu 86 Prozent gereinigt in die Aare. Zwei Jahre später meldete das «Thuner Tagblatt» stolz, dass die Qualität des Aarewassers im Schwäbis dem des Trinkwassers von München entspreche.[91]

6. Wasser für Freizeit und Entspannung

Wasser als Kulisse für den Tourismus

Als im ausgehenden 18. Jahrhundert der Tourismus den ersten Aufschwung nahm, profitierte die Stadt Thun, denn sie war leicht erreichbar und befand sich an der hauptsächlich benutzten Route ins Berner Oberland. Mehrmals wöchentlich fuhr eine vierplätzige Diligence in vier bis fünf Stunden von Bern nach Thun. Hier stiegen die Reisenden für die Weiterfahrt auf ein Schiff um. Schon vor 1800 gab es in Thun eine minimale touristische Infrastruktur, weil die Stadt an einem Handelsweg lag und Warenumschlagplatz war. Die gedruckten Reiseführer empfahlen damals als Unterkunft den 1781–1783 neu errichteten Freienhof und das Weisse Kreuz. Die Stadt Thun präsentierten sie nicht als eigentliches Reiseziel, sondern als Etappenort auf der Reise ins Berner Oberland, wobei eine Übernachtung in Thun nicht unbedingt nötig war. Man konnte durchaus im Morgengrauen mit der Kutsche Bern verlassen, etwa um neun Uhr in Thun auf ein Schiff umsteigen, das kurz nach Mittag in Unterseen ankam. Das Berner Oberland war zudem über verschiedene Alpenpässe erreichbar, wobei dem Brünigpass der Vorzug gegeben wurde.

Nicht alle Autoren zeigten sich von der Stadt Thun begeistert, hingegen lobten sie einhellig die schöne Umgebung und vor allem die Aussicht vom Schlossberg auf den See und die Alpen. Ein Reiseführer von 1778 meinte lapidar: «Die Stadt ist von mittelmässiger Grösse, schlecht gebaut, und schlecht bevölkert, ihre Lage aber von den schönsten».[92] Dank der reiz-